



Freies Christentum

*Auf der Suche nach
neuen Wegen*

61. JAHRGANG – HEFT 1
JANUAR / FEBRUAR 2009

ISSN 0931-3834

Freies Christentum

Auf der Suche nach neuen Wegen

JANUAR / FEBRUAR 2009

INHALT

Andreas Rössler: **Religiöse Gleichgültigkeit** 1

Reinhard Kirste: **Versöhnte Harmonie -
im Gedenken an Paul Schwarzenau** 3

Dieter Koch: **Goethes West-östlicher Divan -
eine Begegnung mit dem Islam** 8

Bücher 18 **Leser-Echo** 27

Mitgliederversammlung 2008 des Bundes für Freies Christentum 27

Jahres-Register 2008 28 **Termine** 28

Zum Nachdenken: Stefan Seidel, Keine Angst!

Zweimonatschrift des Bundes für Freies Christentum e. V.

Internet: www.bund-freies-christentum.de

Präsident

Professor Dr. Werner Zager
Alzeyer Straße 118, 67549 Worms

Geschäftsführung

Karin Klingbeil
Felix-Dahn-Straße 39, 70597 Stuttgart
Telefon 0711 / 762672, Fax - 7655619
E-Mail: info@tempelgesellschaft.de

Druck

Maisch + Queck
Benzstraße 8, 70839 Gerlingen

Anschriften der Autoren

Pfarrer Dr. Reinhard Kirste
Am Hardtkopf 17, 58769 Nachrodt

Pfarrer Dr. Dieter Koch,
Schemppstr. 49, 70619 Stuttgart

Pfarrer z.A. Stefan Seidel
Am Wolfswinkel, 04416 Markkleeberg

Schriftleitung

Dr. Andreas Rössler, Oelschlägerstraße 20,
70619 Stuttgart, Tel. 0711/4 78 06 47
E-Mail: drandreas.roessler@t-online.de

Wort des Schriftleiters

Religiöse Gleichgültigkeit

Heutzutage wird die „Wiederkehr der Religion“ viel beschworen. Doch wird diese Renaissance zumindest in großen Teilen Europas von der religiösen Gleichgültigkeit überlagert. Ein Musterbeispiel dafür ist der Osten Deutschlands. Der katholische Religionsphilosoph Professor Eberhard Tiefensee (Erfurt) berichtet von einem studentischen Umfrageprojekt 1999 auf dem Leipziger Hauptbahnhof. Auf die Frage „Sind Sie eher christlich oder atheistisch eingestellt?“ antwortete eine Gruppe Jugendlicher: „Weder noch, normal halt“. Es ist auch schick geworden, sich selbst – mit dem Soziologen Max Weber (1864–1920) und dem Philosophen Jürgen Habermas – als „religiös unmusikalisch“ zu bezeichnen.

Für gläubige Christen ist die religiöse Gleichgültigkeit ein gravierenderes Phänomen als ein entschiedener Atheismus, der selbst eine Art Religion oder Anti-Religion darstellt. Mit solchen Atheisten, für die schlicht die Natur, also die Materie und die Energie in ihrem Verbund, der Urgrund und das Ziel von allem ist, kann man streiten und um tieferes Wahrheitsverständnis ringen, wenn man selbst Gott als transpersonale kosmische Kraft glaubt, die durch „Wille der Liebe“ (Albert Schweitzer) charakterisiert ist. Die religiöse Gleichgültigkeit dagegen zeigt sich nicht von der Frage nach dem unbedingt Gültigen und Verpflichtenden bewegt und rafft sich nicht einmal zu einem „Agnostizismus“ auf, der eine stichhaltige Antwort auf die Frage nach dem Absoluten für ganz oder wenigstens teilweise unmöglich hält. Wer religiös gleichgültig ist, interessiert sich einfach nicht für diese ganze Thematik, wie jemand, der unmusikalisch ist, sich für Musik nicht interessiert..

Wenn aber der Mensch als „unheilbar religiös“ (so Nikolai Berdjajew) zu verstehen ist und auf eine (wie auch immer vorgestellte) absolute Instanz hingebordnet ist, dann ist religiöse Gleichgültigkeit ein Mangel an Menschsein – so wie eine nur geringfügige Ausprägung des Gewissens ein erheblicher Mangel ist.

Aber kann man Leute als besonders defizitär bezeichnen, die ohne jede religiöse Erziehung aufgewachsen sind und nun in aller Naivität „religiös unmusikalisch“ zu sein scheinen, dabei aber – wie Tiefensee beobachtet – mit sich und ihrer Umgebung im Reinen und zu allen möglichen guten Taten fähig sind? Abgesehen davon, dass alle ihre jeweils besonderen Defizite haben, auch die

noch so religiös Interessierten und Engagierten? Vielleicht muss man diese „naive Unschuld“, in der man noch nicht zu religiöser Suche aufgeweckt ist, unterscheiden von einem Rückfall aus einer religiösen Betroffenheit in die selbst gewählte Gleichgültigkeit gegenüber dem Unbedingten.

Allerdings besteht für religiös Engagierte kein Grund zur Überheblichkeit. Religiöse Gleichgültigkeit kann man am besten dann von innen her verstehen, wenn man sich klar macht: Ich selbst setze ja oft genug Vorläufiges, Augenblickliches an die Stelle Gottes. Ich selbst lasse mich oft genug von gegenwärtigen Sorgen und Wünschen in Beschlag nehmen und finde dann keine Kraft, nach der bleibenden Wahrheit und nach dem wahrhaft Guten zu fragen.

Wie finde ich aus einer religiösen Gleichgültigkeit heraus, in die ich hineingeschlittert bin, von den täglichen Anforderungen überfordert oder durch bestimmte Ereignisse gefangen genommen oder einfach durch Lustlosigkeit?

Wer, durch Gottes Geist gestärkt, aus dieser Gleichgültigkeitsfalle wieder herausgefunden hat zu persönlichem Gottvertrauen oder wenigstens zu ernsthaftem Gottsuchen, mag vielleicht für Menschen, die nun einmal religiös gleichgültig sind, ein Anstoß zu eigenem religiösem Fragen werden – wenn, wann, wo und wie Gott es will.

Religiöses Betroffensein kann man niemandem aufdrängen. Jemandem zu sagen: „Jetzt nimm dich zusammen und sei religiös interessiert“, ist grotesk und würde auch die Freiheit eines solchen Menschen antasten. Man muss frei dazu sein, religiös gleichgültig oder engagiert zu sein.

Man kann aber auch argumentieren. Wenn es mir gleichgültig ist, was mich „unbedingt angeht“, dann ist das so, wie wenn es mir gleichgültig ist, ob ich überhaupt lebe oder nicht und wie es anderen Menschen ergeht. Der Philosoph Volker Gerhardt (Berlin) schrieb: „Dem Ganzen des Daseins gegenüber kann niemand gleichgültig sein - es sei denn, er ist gleichgültig gegenüber seiner Existenz.“ Religion im weitesten Sinn ist kein Einzelbereich wie Musik, Sport, Politik, Familie, Technik, Wissenschaft oder auch Kirche, sondern sie ist die „Dimension der Tiefe“ (so Paul Tillich). Religion in diesem weitesten Sinn ist etwas anderes als Theologie. „Theologisch unmusikalisch“ kann man auch als gläubiger Christ sein, indem man einfach andere Interessengebiete hat als eben die Theologie. Man wird im persönlichen Zeugnis religiös (mehr oder weniger) Gleichgültige auf die Wahrheitsfrage ansprechen können, wenn sich dazu Gelegenheit gibt. Sinngemäß etwa so: „Ich selbst versuche zu erfassen, was der wahre Sinn meines Lebens ist. Ich kann zwar diese Fragen auch auf sich beruhen lassen, wie ich auch ungesund drauf los leben kann. Aber damit sind diese Fragen doch nicht erledigt!“

Andreas Rössler

Eingebunden in eine versöhnte Harmonie

Im Gedenken an Professor Dr. Paul Schwarzenau (1923-2006)

Anlässlich des zweiten Todestages von Professor Dr. Paul Schwarzenau, eines prominenten Mitgliedes des Bundes für Freies Christentum, hielt Pfarrer Dr. Reinhard Kirste am 16. November 2008 in der evangelischen Kreuzkirche Hemer-Landhausen, Schwarzenaus früherer Gemeinde, einen Gedenkgottesdienst. Wir dokumentieren die Predigt (mit leichten Kürzungen), die ein Licht wirft auf das universalistische Denken eines eigenwilligen freisinnigen theologischen Denkers. Der Predigt liegt der apokalyptische Bibeltext Daniel 12,1-8 zugrunde.

„Zu jener Zeit wird Michael, der große Engelfürst, der für dein Volk eintritt, sich aufmachen. Denn es wird eine Zeit so großer Trübsal sein, wie sie nie gewesen ist, seitdem es Menschen gibt, bis zu jener Zeit. Aber zu jener Zeit wird dein Volk errettet werden, alle, die im Buch geschrieben stehen.

Und viele, die unter der Erde schlafen liegen, werden aufwachen, die einen zum ewigen Leben, die andern zu ewiger Schmach und Schande. Und die da lehren, werden leuchten wie des Himmels Glanz, und die viele zur Gerechtigkeit weisen, wie die Sterne immer und ewiglich.

Und du, Daniel, verbirg diese Worte und versiegle dies Buch bis auf die letzte Zeit. Viele werden es dann durchforschen und große Erkenntnis finden.

Und ich, Daniel, sah, und siehe, es standen zwei andere da, einer an diesem Ufer des Stroms, der andere an jenem Ufer. Und er sprach zu dem Mann in leinenen Kleidern, der über den Wassern des Stroms stand: Wann sollen denn diese großen Wunder geschehen? Und ich hörte den Mann in leinenen Kleidern, der über den Wassern des Stroms stand. Er hob seine rechte und linke Hand auf gen Himmel und schwor bei dem, der ewiglich lebt, dass es eine Zeit und zwei Zeiten und eine halbe Zeit währen soll; und wenn die Streuung des heiligen Volks ein Ende hat, soll dies alles geschehen.

Und ich hörte es, aber ich verstand's nicht und sprach: Mein Herr, was wird das Letzte davon sein?“

(Daniel 12,1-8)

Der Prophet Daniel erinnert mich an den Lehrer Paul (Schwarzenau). Beide, der Prophet Daniel aus dem vorchristlichen dritten Jahrhundert, also in der Pe-

riode nach Alexander dem Großen, und der Lehrer Paul aus dem 20. Jahrhundert haben meines Erachtens zwei Dinge gemeinsam.

Erstens: universale Weite beim Propheten Daniel und beim Lehrer Paul. Beide sprengen die Enge der Gottesvorstellungen und lassen sich auf ein Gottesverständnis von universaler Weite ein. Gott zum Weltenherrscher kosmischer Qualität mit für uns schwer verständlichen Engel-Hierarchien, das ist die Tendenz beim Propheten Daniel. Einer von ihnen ist übrigens Michael, was auf Deutsch heißt: „Wer ist wie Gott?“

Zweitens: Lehrer sind Menschen, die die Weisheit Gottes bewahrt haben. „Die da lehren, werden leuchten wie des Himmels Glanz, und die viele zur Gerechtigkeit weisen, wie die Sterne immer und ewiglich“ (Daniel 12,3): Diese Lehrer verfügen über zweierlei Wissen, jenes, das für alle im Sinne von Unterrichtung, Predigt, Ermahnung und Bußruf gedacht ist, und jenes, das als Geheimwissen diese Lehrer als Vermittler des Göttlichen ins Irdische auszeichnet. Bei Daniel stehen sie in der hierarchischen Position zwischen den Engeln und den übrigen (auch klugen) und guten Menschen, mögen diese noch leben oder schon entschlafen sein. In den Visionen dieser Lehrerinnen und Lehrer verbindet sich das Himmlische mit dem Irdischen. Vom Himmlischen beschienen, leuchten sie nicht nur wie Sterne am Himmel (was ihre Transzendenzbezogenheit wiederum zeigt), sondern führen die Menschen auch den Weg zum Leben.

Ich denke, das passt sehr gut für Paul Schwarzenau, den Lehrer der besonderen Art.

Biografische Erinnerung

Paul Schwarzenau ist geboren am 19. September 1923 in Dortmund-Hörde, gestorben am 16. November 2006 in Borghorst (bei Münster). Er musste als ein Nicht-Kriegsbegeisterter in den Krieg ziehen. Bei der Offensive der Alliierten 1944 in Frankreich flüchteten die deutschen Truppen. Der junge Schwarzenau fiel dabei in einen Brombeerbusch. Der Krieg war für ihn damit zu Ende. Mit anderen bauten sie im Kriegsgefangenenlager Montpellier eine Theologisch-philosophische Hochschule auf. Nach dem Studium in Münster, wo er 1954 über Martin Buber promovierte, kam er 1957 nach Hemer und blieb hier bis 1963 Pfarrer. Er hat sich intensiv für die Errichtung des Gemeindezentrums der Kreuzkirche in Landhausen eingesetzt. Nicht zu vergessen das Zusammenfinden mit der Gemeindegeliebten Erika, mit der er viele Jahre in glücklicher Ehe zusammenlebte. Von Hemer aus ging Schwarzenau 1963 nach Dortmund und arbeitete dort bis 1971 als Studentenpfarrer. Gerade in der unruhigen 68er-Zeit und der

Studentenrevolution engagierte er sich mit den Studenten und den aufgeschlossenen Professoren und nicht selten originell für ein befreiendes Lernen. Als man ihn 1971 zum Professor für Evangelische Theologie und ihre Didaktik zuerst an der Pädagogischen Hochschule Ruhr wählte, merkten viele sehr schnell, dass man mit ihm einen Lehrer der besonderen Art in den Lehrkörper der sich neu entwickelnden Universität Dortmund eingebunden hatte. Er lehrte dort von 1980 bis bis zu seiner Emeritierung 1985. Er war 1989 Mitbegründer der Interreligiösen Arbeitsstelle (INTR^oA) und mit mir in dieser Arbeit eng verbunden.

Als im März 1996 seine geliebte Ehefrau und Organisatorin für alle seine praktischen Dinge starb, war die Sorge, ob der Professor nach diesem Verlust auch wirklich allein zurechtkäme. Das ging denn doch erstaunlich gut, bis einige Schlaganfälle ihm auch körperlich erheblich zu schaffen machten. Schließlich nahmen ihn seine Kinder in ein Seniorenzentrum nach Münster und dann in die Nähe seiner Tochter Erika in Borghorst.

Grenzüberschreitendes Gottesverständnis

Zurück an die Universität: Die Studierenden spürten und ahnten sehr schnell, manchmal mehr als sie wirklich verstanden, dass ihnen mit Schwarzenau ein großer Lehrer der besonderen Art begegnete. Er vermittelte nicht nur Wissen, sondern machte deutlich, dass es notwendig ist, hinter dem Wissen die unergründliche Weisheit dessen zu spüren, was die Welt im Innersten zusammenhält. Darum war ihm auch der interreligiöse Austausch und die Begegnung der Religionen so wichtig.

Der Lehrer Paul brachte es auf den Punkt: „Alle Religionen bedürfen einander, nicht nur in ihren Gemeinsamkeiten, sondern auch in ihren Unterschieden, durch die sie einander ergänzen. Wir sollen in der eigenen Religion daheim sein und in der anderen Gäste, nicht Fremde.“

Auch hier wagte der Lehrer Paul die Grenzüberschreitung. Ähnlich wie der Prophet Daniel liebte und deutete er geheimnisvolle Zeichen einer „Anderwelt“ in der Verbindung von Carl Gustav Jung und Rudolf Steiner. Wir als seine Schüler und Mitarbeitende standen dabei manchmal eher ein wenig ratlos da, verstanden wenig, aber ahnten, es gibt doch noch andere Weltverständnisse als rationale Welterklärungen.

Obwohl der Lehrer Paul und der Prophet Daniel beide Tausende von Jahren auseinander sind, hatten sie beide sogar den Mut, sich auf sogenanntes „Esoterisches“ einzulassen. Der Prophet Daniel erklärt uns, dass Zahl nicht einfach Nummer ist, sondern jede Zahl beinhaltet ein Geheimnis. Wer die Zahlen

aufgrund ihrer Bedeutungsschwere richtig miteinander verbinden kann, eröffnet Blicke in die Zukunft, die sich sogar auf menschliche Zeit umrechnen lassen. Es sei an dieser Stelle daran erinnert, dass Johann Sebastian Bach seine Musik unter konsequenter Heranziehung der Zahlensymbolik komponierte. Und wir heute spüren im Hören etwa seiner Fugen mehr, was der Thomaskantor offensichtlich noch direkt verstand. Lehrer Paul verstand das unmittelbar, denn er war ein Symbolik-Versteher.

Aber es gilt wie bei Daniel: Hinter vieles werden wir einfach nicht kommen. Es bleibt versiegelt! Versiegelung in diesem Sinne ist nicht ein abstruses Gebilde abgefahrener Esoteriker, sondern die Erkenntnis, dass manche Dinge schwer erkennbar sind und die Zukunft trotz aller Weissager im Dunkel liegt.

Apokalyptik

Angesichts einer von Hungerepidemien, Krankheiten, Finanzkrisen und Kriegen erschütterten Welt werde ich beim Lesen dieses Danieltextes sehr nachdenklich, weil wir offensichtlich Wissen und Weisheit brauchen, um nicht aufs Neue in apokalyptische Endzeitspekulationen zu verfallen.

Denn der Prophet Daniel ist wohl doch nicht so weit weg von uns. Apokalyptische Zukunftsbilder - auch der Medien - spielen mit der Angst und dem Grauen vor dem Ende, wie auch immer dieses aussehen mag, jedenfalls schlimm genug. Aber ich will hier nicht in die apokalyptische Schwarzmalerei einstimmen. Mich macht vielmehr noch anderes stutzig, nämlich die bei Daniel auftauchenden Engel, die der Lehrer Paul in seinem umfassenden Wirklichkeitsverständnis keineswegs ins Reich der Illusionen verwies.

Da stehen sie - der ziemlich kriegerische Erzengel Michael und die Lehrer, die „zur Gerechtigkeit weisen“. Das Buch des Lebens ist aufgeschlagen. Die Lehrer feiern das Fest des Lebens, und alle sind ganz in weiß gekleidet.

Schwarz-Weiß-Malerei

Mich stört freilich die Gefährlichkeit der Schwarz-Weiß-Malerei, der auch der Prophet Daniel nicht entkommt, dazu das martialische Auftreten des Erzengels Michael. Aber vielleicht hilft ein Blick in die Geschichte zum besseren Verstehen. An solchen Stellen konnte der Lehrer Paul sozusagen aus dem Stand ausholen und scheinbar Unverständliches ein wenig nachvollziehbarer machen.

Im Danielbuch erleben wir nämlich, dass durch die multikulturellen Einflüsse im Mittelmeerraum der Glaube an den Gott Israels Veränderungen erfährt.

Besonders beliebt war damals die Formulierung „Gott des Himmels“, eine Formulierung, in denen die besonders Frommen - wir würden vielleicht sagen: die „Fundamentalisten“ - schon wieder Ketzerei witterten, stammt doch dieser Begriff aus den Schöpfungserzählungen des Mittleren Ostens. Da wird auf einmal die Theologie zur Kosmologie und das vertraute Fundament der heimischen Glaubenssprache verlassen. Mit Fremdem umgehen, das Eigene dabei nicht als bedroht sehen, sondern als Chance für Bereicherung aufnehmen, das hat Daniel wohl auch nicht sehen wollen, vielleicht unter den damaligen politischen Bedingungen auch nicht sehen können. So sieht er im Auftrag Gottes den Erzengel Michael handeln, der ja als der unbesiegbare Held gegen alle widergöttlichen Kräfte gilt. Mit blankem gezücktem Schwert verkörpert er die Gerechtigkeit Gottes gegen seine Feinde, währenddessen die Frommen befriedigt zuschauen. Michael ist wahrhaftig kein guter Partner für die Versöhnungskraft Gottes.

Da unterscheiden sich ganz deutlich der Prophet Daniel und der Lehrer Paul. Man denke an Schwarzenaus Fall in den Brombeerbusch im Jahre 1944!

Aber eine Verbindungslinie bleibt vom Lehrer Paul zum Propheten Daniel. Diese lässt sich durch einen ergänzenden Blick in die Offenbarung des Johannes aus dem Ende des 1. nachchristlichen Jahrhunderts erkennen. Der Christengemeinde in Sardes (Offbarung 3,1-6) wird schonungslos der Spiegel vorgehalten. „Gedenke, *wie* du empfangen hast. Eigentlich seid ihr schon tot, aber dennoch gibt es Hoffnung, darum fragt euch: Wo steht ihr heute wirklich?“ Das heißt doch nichts anderes als: „Macht euch klar: Wie ist das damals gewesen, als ihr christliche Gemeinde wurdet, als ihr euch auf Jesus Christus eingelassen habt?“ Oder anders: „Macht euch euren Ursprung klar, woher kommt ihr eigentlich?“ Und: „Macht euch euere Ziele klar: Wohin geht ihr eigentlich? Habt ihr überhaupt noch Visionen - so wie Daniel und der Schreiber der Johannesoffenbarung trotz all ihrer Gerichtsreden?“

Die Vision des Johannes lässt an der Gemeinde in Sardes kein gutes Haar, besonders weil offensichtlich die Gemeinschaft stiftende Kraft des Christentums unter dem Druck der politischen Verhältnisse total zu Bruch gegangen ist. Wenn der Wind der Kirche ins Gesicht bläst, entwickelt sie allzu leicht eine Bunkermentalität nach der Devise: Diesen Sturm am besten in Deckung überstehen.

Lehrer der Gerechtigkeit auf dem Weg zur Weisheit

Auf der Negativfolie sagen der Prophet Daniel und der Schreiber Johannes auf Patmos etwas über die Bedeutung der Lehrer, die zur Gerechtigkeit führen.

In Hebräer 13,7.14-17 heißt es: „Gedenkt an die Lehrer, die euch das Wort Gottes gesagt haben!“ Authentisches Lehren hat mit Weisheit zu tun. Es beschränkt sich nicht auf die richtige Vermittlung von Unterrichtsinhalten, auch nicht von theologischem Wissen. Solche Lehrer eröffnen den Zuhörenden ein tiefgründiges Verstehen einer Weisheit, die sehr wohl mit Gerechtigkeit zu tun hat, zu der hingeführt werden soll, allerdings eine Gerechtigkeit, die nicht auf dem Schlachtfeld erkämpft wird. Lehrer sind auch Meister, sie sind Führungspersonen - aber keine Verführerpersönlichkeiten, auch keine wilden Krieger. Das muss dem kriegerischen Erzengel Michael schon ab und zu gesagt werden.

Mit dem Lehrer Paul lässt sich also lernen, dass Wissen nicht zur Machtanhäufung benutzt werden darf, sondern zum Erwerb von Weisheit. Das heißt dann, dass Menschen in der Krise ohne Angst in die Zukunft blicken können, weil sie sich eingebunden wissen in eine versöhnte Harmonie, die die Welt umspannt, eine göttliche Harmonie, die Kraft für die Schwierigkeiten des Alltags gibt, weil die Vision von Gottes Zukunft zuerst die Stimmungslage hebt und dann Mut zu verantwortlichem Handeln freisetzt.

Von daher hätte ich mir gewünscht, dass sich der Prophet Daniel manchmal weniger nebulös ausgedrückt hätte und bei aller Deutlichkeit doch Gottes Barmherzigkeit mehr durchschimmern lassen hätte. Die weißen Kleider bekommen sicher nicht diejenigen, die sich aus allem herausgehalten haben. Aber selbst die Sudelkinder von Sardes (Offenbarung 3,4) und anderswo sollten doch eine zweite Chance haben.

Der Lehrer Paul hat sich nicht herausgehalten. Er war immer inmitten seiner Gemeindemitglieder und seiner Studierenden, deswegen vermute ich, dass auch ihm ein weißes Kleid gegeben wurde, weil er mit allen seinen Kräften und oft bis zur körperlichen Erschöpfung mit seinem Leben bezeugte, dass es sich lohnt, der geheimnisvollen göttlichen Weisheit etwas zuzutrauen. Als der Lehrer Paul all dies bezeugt hatte, äußerte er einmal: „Was ich zu sagen habe, habe ich gesagt“ - und nicht sehr lange danach ist er gestorben.

Was bleibt uns vom Lehrer Paul? Gewiss mehr als die nicht unbeträchtliche Zahl seiner Veröffentlichungen, die ruhig noch einen größeren Leserkreis hätten erreichen dürfen.

Ich denke, dass Schwarzenau vielen die Suchbewegung nach der Weisheit eingepflanzt hat, die jenseits alles abfragbaren und leistungsorientierten Wissens steht. Ich denke, dass der Lehrer Paul uns ermutigt, mehr noch als die äußeren Augen das innere Auge offen zu halten. Das lässt uns nicht die Augen vor der Zukunft verschließen, das gibt einen geläuterten Blick in diese unruhige Zeit. Aber dieser Blick geht noch höher - keineswegs der Blick der leicht irren Phan-

tasten, sondern derjenigen, die im Wissen um den „Gott des Himmels“ die Erde in seinem Sinne zu gestalten versuchen.

Es tut uns allen gut, mit solchen Visionären zusammenkommen, das tut auch deshalb gut, weil diese Visionäre die anderen nicht in die Hölle wünschen, sondern ein himmlisches Fest anrichten wollen, an dem alle Platz haben, die sich der Liebe Gottes freuen möchten. Lehrer Paul feierte gern Feste. Und auf dem Fest, wo sich Gottheit und Menschheit beide vereinen, wie es im Epiphanienslied heißt, wird Paul gewiss voll dabei sein. Vielleicht geht dieses Fest nach der Melodie, wie sie Goethe im West-östlichen Divan angestimmt hat:

„Gottes ist der Orient!/ Gottes ist der Okzident!/ Nord- und südliches Gelände/ Ruht im Frieden seiner Hände./ - Er, der einzige Gerechte,/ Will für jedermann das Rechte,/ Sei, von seinen hundert Namen,/ Dieser hoch gelobet! Amen.“

Dieter Koch

Lebensfreude und Gottesliebe

Goethes West-östlicher Divan: eine Begegnung mit dem Islam

Der Gedichtzyklus „West-östlicher Divan“ (1818/1827) von Johann Wolfgang von Goethe (1749-1832), das grandiose Alterswerk des deutschen Dichtersfürsten, ein eindrückliches Dokument einer west-östlichen Begegnung, ist die Antwort eines christlich geprägten bürgerlichen Menschen auf die islamische Kultur. Neben Gotthold Ephraim Lessings dramatischem Gedicht „Nathan der Weise“ (1779) und dessen zentraler „Ringparabel“ ist der Divan der wichtigste Meilenstein für eine offene Begegnung der Religionen.

Goethe lässt sich vorurteilslos auf den Islam ein. Er ist allem zugetan, was an echter Lebenseinstellung und Gottinnigkeit laut wird, und um so tiefer allem abgeneigt, was seinem freien geistigen Sinn zu widersprechen scheint. Dieses großartige dichterische Werk ist das Dokument eines geistigen Dialogs zweier tief religiöser Menschen. Der eine ist Goethe, der andere der durch den Koran geprägte persische Dichter Hafis (um 1326-1390), für Goethe wie ein Zeitgenosse, ein ihm naher Geist.

Mit dem Leitspruch „Gottes ist der Orient!/ Gottes ist der Okzident!/ Nord- und südliches Gelände/ Ruht im Frieden seiner Hände“ nimmt Goethe

Vers 142 aus der Sure2 des Koran auf: „Gottes ist der Orient und der Okzident.“ Darin spricht sich das im Koran allgegenwärtige Bewusstsein von der umfassenden, allmächtig schöpferischen Herrschermacht des einen, ausschließlichen Gottes aus, dem sich der Glaubende unterwirft. Goethe erweitert diesen Vers durch einen Kommentar: „Nord- und südliches Gelände/ Ruht im Frieden seiner Hände“. Der Horizontalen tritt gleichsam eine Vertikale zur Seite. Ein Kreuz zeichnet sich ab. Es entsteht eine polare Einheit. Goethes lebenslang immer weiter herangereiftes Wissen um das in polaren Strebungen sich entfaltende Eine des Lebens wiederholt sich hier. Welten, Gedanken, Ideen rufen sich, ergänzen sich und steigern sich aneinander. Wie er einst in seiner klassischen Zeit eine geistige Neugeburt durchlebte in der Begegnung von Nord und Süd, so ereignet sich nun eine zweite, lebendige Steigerung in seiner Begegnung von West und Ost. Es scheint als sei er nun auf der Höhe seines irdischen Entfaltungsganges angekommen, da er in Gott angekommen ist, im Frieden seiner Hände.

„Die eigene Erfahrung der Wandlung ins Universale ermutigte Goethe, sich mit der Aufforderung an die Mitmenschen zu wenden: sich in Frieden (hier auch ganz politisch gemeint) einer gott- und geisterfüllten Universalität zu öffnen. Und liegt darin nicht der letzte Sinn des west-östlichen Divan? [...] Und wäre das nicht zugleich eine Mahnung an den islamischen Orient, sich unbefangen und selbstbewusst einem geistigen Dialog mit dem Okzident zu öffnen durch Rückbesinnung auf das Gebot der Toleranz im Vers 256 der zweiten Sure des Korans ‚Es sei kein Zwang im Glauben‘, eine Toleranz, welche nicht auf Gleichgültigkeit oder einem Unterlegenheitsgefühl gründet, sondern auf der in eben diesem Vers ausgedrückten Gewissheit beruht: ‚Klar ist nunmehr unterschieden das Rechte vom Irrtum?‘ Indem Goethe, den Spuren des Propheten Mohammed folgend, mit seinem Talisman ‚Gottes ist der Orient‘ den tauhid, den Glauben an die alles umspannende Einheit Gottes verkündet, weist er die Nachwelt, die Menschen des Orients und des Okzidents auf den ‚rechten Pfad‘, das heißt auf den Weg eines verantwortungsbewussten Handelns. In den Versen liegt die Quintessenz von Goethes geistiger Auseinandersetzung mit dem Islam“ (Katharina Mommsen, *Goethe und der Islam*, it 2650, Frankfurt 2001, S. 429).

Goethes Wertschätzung des Islam

Schon in frühen Jahren hatte Goethe sich intensiv mit dem Koran beschäftigt. Er begann die Gestalt Mohammeds unbefangen zu entdecken, sah in seinen Lehren eine genuine Offenbarung, in ihm einen eigenständigen arabischen Propheten. Frühe Koranauszüge zeigen, wie sehr schon der junge Goethe von dem

klaren Monotheismus angetan war, von der Unvergleichlichkeit Gottes, wie sie sich in der Großartigkeit der Natur darstellt und die frühen Suren Mohammeds durchtönt.

„In der Regelmäßigkeit und Periodizität der Naturerscheinungen, im Wechsel der Tages- und Jahreszeiten, der Winde und Wolken, im Gang der Gestirne sind dem Menschen Zeichen gesetzt für die Größe und Allmacht Gottes, wie auch für die Unabänderlichkeit der göttlichen Vorsehung. Der Koran lehrt, wie der Mensch die Natur in allen ihren Phänomenen betrachten soll: als Beweis göttlicher Gesetze. Durch die Wahrnehmung der Natur in ihrem Reichtum, ihrer Vielfalt und Gesetzlichkeit, wird der Mensch auf das göttliche Walten hingewiesen: auf den Einen Gott in der Vielheit der Erscheinungen. Goethe sah darin eine Bestätigung seiner unumstößlichen Überzeugung, dass das Göttliche sich in der Natur offenbare. (Es) gibt im Koran zahlreiche Stellen, die auf Naturphänomene als Zeichen des einen Gottes hinweisen, und in der Verbindung mit der Lehre von der Güte Gottes weckten sie Goethes Sympathie für den Islam und das Gefühl, hier auf eine der seinen verwandte Geistesrichtung gestoßen zu sein. Gerade die Nachdrücklichkeit, mit welcher der Prophet Mohammed die Einheit Gottes verkündet hat, wurde von Goethe stets als dessen besonderes Verdienst angesehen. So schrieb er in den Notizen und Abhandlungen zum West-östlichen Divan [...]: ‘Der Glaube an den einigen Gott wirkt immer geisterhebend, indem er den Menschen auf die Einheit seines eignen Innern zurückverweist’. In allem das Eine zu erblicken, das Göttliche, entsprach des Dichters eigener Religiosität“ (Katharina Mommsen, S. 38).

Diese Überzeugung gründiert den Divan. Eine Kostprobe aus dem „Nachlass“ des Divan: „Abraham, den Herrn der Sterne/ Hat er sich zum Ahn erlesen;/ Moses ist, in wüster Ferne,/ Durch den Einen groß gewesen./ David auch, durch viel Gebrechen,/ Ja, Verbrechen durch gewandelt,/ Wusste doch sich loszusprechen:/ *Einem* hab ich recht gehandelt./ Jesus fühlte rein und dachte/ Nur den Einen Gott im Stillen;/ Wer ihn selbst zum Gotte machte/ Kränkte seinen heiligen Willen./ Und so muss das Rechte scheinen,/ Was auch Mahomet gelungen;/ Nur durch den Begriff des Einen/ Hat er alle Welt bezwungen.“

Diesen klaren Monotheismus möge man im Zusammenhang dessen hören, was Goethe andernorts formuliert: In der Kunst sei er Polytheist, in der Naturforschung Pantheist, dort aber, wo es um die sittliche Person geht, Monotheist.

Dieser Monotheismus ist immer rückgebunden an die Entdeckung und Annahme der Natur als Schöpfung des Höchsten. Im „Buch der Parabeln“ lesen wir: „Ich sah, mit Staunen und Vergnügen,/ Eine Pfauenfeder im Koran liegen:/ Willkommen an dem heiligen Platz,/ Der Erdgebilde höchster Schatz!/ An dir,

wie an des Himmels Sternen/ Ist Gottes Größe im Kleinen zu lernen;/ Dass er, der Welten überblickt,/ Sein Auge hier hat aufgedrückt,/ Und so den leichten Flaum geschmückt,/ Dass Könige kaum unternahmen/ Die Pracht des Vogels nachzuahmen./ Bescheiden freue dich des Ruhms,/ So bist du wert des Heiligtums.“ Das Motiv entnahm Goethe dem Rosengarten des persischen Dichters Saadi (1215-1292).

„Bei Saadi ist die Pfauenfeder aufgrund ihrer Schönheit würdig, im Koran zu liegen. Goethe ändert und erweitert das Motiv, indem er diese Pfauenfeder zu einer Repräsentantin des Göttlichen erhebt. Da Gott ihr ‚sein Auge aufgedrückt‘ hat, kann man an ihr ‚im Kleinen‘ etwas von ‚Gottes Größe‘ begreifen lernen, sowie man sie in entsprechender Weise an des Himmels Sternen erlernen kann. [...] Bei Goethe jedoch soll die Pfauenfeder sich ihres Ruhmes ‚freuen‘. [...] Gleichsam aufgewogen wird das Sich-Freuen der schönen Pfauenfeder durch die Einschränkung ‚bescheiden‘; der Erwählten kommt eine Haltung frommer Demut zu.[...] So fügt Goethe dem ‚islamischen‘ Gedicht eine ‚christliche‘ Tugend hinzu“ (Katharina Mommsen, S. 212).

Goethe entdeckt Verwandtes im Islam, entbindet es kultureller Beschränkungen und bringt es zurück in das abendländische Denken, das dadurch erhellt und aufgeklärt werden kann. Der Weg nach Osten wird zur Entdeckung des wahren Westens, indem ihm das islamische Wort zum Wegeleit wird für eine innerlich reine Neuschöpfung des genuin Christlichen, wie es sich für Goethe in seiner tief religiösen Haltung der Ehrfurcht darstellt.

Goethes Grundüberzeugung

Goethes Religion der Ehrfurcht folgt dem Evangelium und Baruch Spinoza (1632-1677) mit dessen Prinzip des „bene agere et laetari“ (= Gutes tun und sich freuen an Gott und Welt). Für Spinoza war nicht nur die Natur die Epiphanie des Göttlichen. Goethe sah sich mit Spinoza auch eins in dessen Lehre vom „amor dei intellectualis“ (= geistige Liebe zu Gott), die Gottergebenheit aufs Engste verknüpfte mit einer aufgeklärt-vernünftigen Lebenseinstellung sowie großer Uneigennützigkeit in der Lebensführung. Es geht Goethe um die für ihn zentrale Haltung von „Zuversicht und Ergebung“. Sie sah er bei diesem großen Weisen gelehrt und gelebt. Sie sah er am Grund christlicher Lebenspraxis am Werk, und diese Haltung sah er auch am Grund der islamischen Einstellung. Daher heißt es im „Buch der Sprüche“: „Närrisch, dass jeder in seinem Falle/ Seine besondere Meinung preist!/ Wenn *Islam* Gott ergeben heißt,/ in Islam leben und sterben wir alle.“

Goethe begegnete also dem Islam aus einer aus christlichen Quellen gespeisten und an Spinoza geläuterten religiösen Überzeugung heraus, die die Religion an sich in Ergebung in Gott und (unabtrennbar davon) barmherziger, tatkräftiger Nächstenliebe gegeben sah, und dann von hier aus allem Traditionalismus, orthodoxer Rechthaberei und dem klerikalen Gehabe in den Weg trat.

Kritik an der islamischen Kultur

Dem Traditionsprinzip der islamischen Orthodoxie stellt Goethe die Vernunft entgegen: „Glaubst du denn: von Mund zu Ohr/ Sei ein redlicher Gewinst?/ Überlieferung, o du Tor,/ Ist auch wohl ein Hirngespinst!/ Nun geht erst das Urteil an;/ Dich vermag aus Glaubensketten/ Der Verstand allein zu retten,/ Dem du schon Verzicht getan“ (aus dem „Buch des Unmuts“). Es liegt dem Divan wie Goethes Begegnung mit dem Islam überhaupt eine Wertschätzung der Grundoffenbarung an Mohammed zugrunde wie eine entschiedene Ablehnung der Sunna (der orthodoxen Tradition und Lehre des Islam). Er benennt in den Noten und Abhandlungen scharf den orientalischen Despotismus, redet von der düsteren Religionshülle, die Mohammed über sein Volk gebracht hat, und kritisiert im Divan die Zurücksetzung der Frau in der islamischen Kultur, ist sie doch der liebste von allen Gottes-Gedanken.

Islamisch getönte Religiosität

Goethes innere Affinität zu bestimmten islamischen Grundsätzen zeigt eine erstaunliche Nähe zu der Einstellung der später als Ketzer verfolgten Mutazeliten, einer „theologische Richtung, die in der ersten Hälfte des 9. Jahrhunderts von beherrschendem Einfluss war. Sie vertraten den Grundsatz: Gott entspricht den Postulaten der Vernunft, wobei sie die Einheit und Unvergleichlichkeit Gottes zum Ausgangspunkt ihrer Überlegungen bestimmten. Im Gegensatz zu den Anhängern von Sunna und Hadith nahmen sie [...] die Anthropomorphismen des Koran nicht wörtlich, sondern sahen darin nur Gleichnisse, und folgerichtig verwarfen sie die Vorstellung eines persönlich verstandenen Gottes. [...] In unserem Zusammenhang ist nun bemerkenswert, dass der Dichter des Divan im zweiten seiner Talismane ein Gedicht schuf, das mit seiner Lobpreisung Gottes als des einzig Gerechten wie ein mutazeltisches Credo anmutet: „Er, der einzige Gerechte,/ Will für jedermann das Rechte./ Sei, von seinen hundert Namen,/ Dieser hochgelobet! Amen“ (Katharina Mommsen, S. 188 f).

Dreierlei beeindruckt den aufgeklärten Christen Goethe am Islam: Aufgehend auf der Überzeugung, dass Gott wirkt und sich dem Menschen in Natur, Vernunft und Liebe mitteilt, sieht Goethe hier drei wesentliche Dimensionen aufstrahlen und zu eigener sittlich-religiöser Läuterung dienen: Vorsehungsglaube, Ergebung und Wohltätigkeit. Die unbedingte Ergebung in den Willen Gottes wird Goethe zu einem zentralen geistigen Wert. Sie ist das Leitmotiv überhaupt seiner Alterswerke und sie ist ihm Trostwort in eigenen Schicksalsnötigungen.

Neben zahlreichen ähnlichen Äußerungen stehe hier jene an die Rat suchende Freundin Adele Schopenhauer, als die Cholera 1831 um sich gegriffen hatte: „Hier kann niemand dem anderen raten; beschließe was zu tun ist jeder bei sich. Im Islam leben wir alle, unter welcher Form wir uns auch Mut machen.“ Wenn Goethe positiv vom Islam redet, meint er das Bemühen, „im amor dei intellectualis [= geistige Liebe zu Gott] ein inneres Gleichgewicht zu bewahren, das durch Schicksalsschläge nicht zu erschüttern ist“ (Katharina Mommsen, S. 105), eine Schicksalsergebenheit, die aber nicht ablässt, in großer Liebe dem Leben zugetan zu sein, ja vielmehr für Goethe die Basis bildet für eine wirkliche lebensfrohe, weltfromm-heitere Einstellung:

Wir lesen im „Buch der Sprüche“: „Gutes tu rein aus des Guten Liebe! / Das überliefe deinem Blut; / Und wens den Kindern nicht verbliebe, / Den Enkeln kommt es doch zugut.“ Man darf diese Worte im Horizont aufgeklärter Ethik lesen wie im Lichte von Sure 2, aus der der junge Goethe schon die für ihn wegweisenden Worte entnahm: „Gewiss! Wer sein Angesicht zu Gott völlig wendet, und dabei Gutes tut, der wird seinen Lohn haben bei Gott seinem Herrn und über solche wird keine Furcht kommen noch betrübet werden.“

Im „Buch der Sprüche“ führt Goethe aus: „Was machst du an der Welt, sie ist schon gemacht, / Der Herr der Schöpfung hat alles bedacht, / Dein Los ist gefallen, verfolge die Weise, / Der Weg ist begonnen, vollende die Reise: / Denn Sorgen und Kummer verändern es nicht, / Sie schleudern dich ewig aus gleichem Gewicht.“

Im eröffnenden „Buch des Sängers“ begegnet dieses zentrale Motiv in weiteren Talismanen, diesen Neujahrgedichten Goethes: „Mich verwirren will das Irren, / Doch du weißt mich zu entwirren. / Wenn ich handle, wenn ich dichte, / Gib du meinem Weg die Richte.“ – „Ob ich Irdsches denk und sinne, / Das gereicht zu höherem Gewinne. / Mit dem Staube nicht der Geist zerstoßen, / Dringet, in sich selbst gedrängt, nach oben.“ – „Im Atemholen sind zweierlei Gnaden: / Die Luft einziehen, sich ihrer entladen; / Jenes bedrängt, dieses erfrischt; / So wunderbar ist das Leben gemischt. / Du danke Gott, wenn er dich presst, / Und dank ihm wenn er dich wieder entlässt.“

Goethes Nähe zu Hafis

Der Islam dient Goethe zur Klärung eigener, christlich bestimmter Einstellungen. In der Begegnung mit Hafis gelangt er zu einer letzten Reife, indem er in diesem ihm wahlverwandten Geist eine Einstellung findet, die gläubige Gottergebenheit mit skeptischer Beweglichkeit und innerer Heiterkeit verbindet. Goethe begegnete einem freisinnigen Muslim, mit dem er eine Weltfrömmigkeit teilte, die er selten sonst wo wieder fand. Im Juni 1814 entdeckte er Hafis. Er las in der kurz zuvor vorgelegten Übersetzung von Hafis-Versen durch den Orientalisten Joseph von Hammer-Purgstall und war getroffen.

Alles Lebensfrohe, Weltfromme ist eine Türoffnung hin zu Gott. Der Wein mag der Tropfen Trollinger sein, mehr und entschiedener aber ist er ein Symbolwort für die inneren Ströme des Glücks, das Walten des göttlichen Geistes. Eines schillert im andern, das ist die Kunst des Hafis. Alles wird zum Gleichnis für Gott. Hafis gilt als der Horaz des Osten, aber er ist ein tiefgläubiger Dichter und deshalb allem Starrsinnigem entgegen. Während Goethes dreimonatiger Reise an Rhein und Main im Sommer 1814 entstehen eine Fülle weiterer Gedichte. Goethe erlebt ein Fließen der Sprache im Glück. Ein Jahr später weiß er diese überraschende Wiederkehr jugendlichen Strömens in abgeklärter Weise zu charakterisieren: „Ich habe [...] mehreres in Sinn und Art des Orients gedichtet. Meine Absicht ist dabei, auf heitere Weise den Westen und Osten, das Vergangene und Gegenwärtige, das Persische und Deutsche zu verknüpfen und beiderseitige Sitten und Denkart übereinander greifen zu lassen.“ Auch nachdem eine erste Sammlung des Divan 1819 veröffentlicht wurde, schreibt es in ihm und mit ihm weiter. So schreibt er am 11. Mai 1820 an seinen Freund Zelter: „Indessen sammeln sich wieder neue Gedichte zum Divan. [...] Unbedingtes Ergeben in den unergründlichen Willen Gottes, heiterer Überblick des beweglichen, immer kreis- und spiralartig wiederkehrenden Erdetreibens, Liebe, Neigung zwischen zwei Welten schwebend, alles Reale, geläutert, sich symbolisch auflösend.“

Goethe bewunderte Hafis, seinen Freisinn, seine innere Lauterkeit und zugleich seine Distanz zum kruden Frömmertum. Endlich war ihm einer begegnet, für den Lebensfreude und Gottesliebe untrennbar zusammengehörten, einer, der nicht aufrechnete zwischen der Liebe zu Gott, der Liebe zur Natur, der Liebe zur Frau, der Liebe zur Liebe an sich.

Dem „Buch Hafis“ folgt im Divan das „Buch der Liebe“ und später das „Schenkenbuch“. Beide Bücher feiern die Liebe und den Wein, die ihm doch und gerade Symbole der Gottesliebe sind, in und inmitten menschlichen Liebens

und Genießens. Sie folgen in dichterischer Inspiration Hafis, folgen seinen Schmerzen und Freuden. Hafis preist den Wein, der doch so strikt in der islamischen Welt verboten ist. Und Goethe dichtet in Hafisschem Geist: „Ob der Koran von Ewigkeit sei?/ Darnach frag ich nicht!/ Ob der Koran geschaffen sei?/ Das weiß ich nicht!/ Dass er das Buch der Bücher sei/ Glaub ich aus Mosleminen-Pflicht./ Dass aber der Wein von Ewigkeit sei/ Daran zweifel ich nicht;/ Oder dass er vor den Engeln geschaffen sei/ Ist vielleicht auch kein Gedicht./ Der Trinkende, wie es auch immer sei,/ Blickt Gott frischer ins Angesicht.“

Wie Goethe christlicher Erstarrung positive islamische Intentionen entgegenhält, hielt Hafis einst islamischer Erstarrung vorislamische positive Intentionen entgegen, indem er dem alten persischen Glauben Gehör verschaffte. Goethe hat es aufgenommen in seinem „Buch der Parsen“. Daraus der Schluss: „Wenn der Mensch die Erde schätzt,/ Weil die Sonne sie bescheinet,/ An der Rebe sich ergetzet,/ Die dem scharfen Messer weinet - ,/ Da sie fühlt, dass ihre Säfte,/ Wohlgekocht, die Welt erquickend,/ [...] Weiß er das der Glut zu danken,/ Die das alles lässt gedeihen;/ [...] .“ Die Glut ist Gottes schöpferisches Walten. Licht durchflutet die Welt. Des Menschen Sinn liegt (nach dem „Buch des Parsen“) darin, „Gott auf seinem Throne zu erkennen,/ Ihn den Herrn des Lebensquells zu nennen,/ Jenes hohen Anblicks wert zu handeln/ Und in seinem Lichte fortzuwandeln./ [...] Und nun sei ein heiliges Vermächtnis/ Brüderlichem Wollen und Gedächtnis:/ *Schwerer Dienste tägliche Bewahrung*,/ Sonst bedarf es keiner Offenbarung.“

Preislied auf die eine, unteilbare Liebe

Goethe erlebte in der Zeit seiner Begegnung mit Hafis das Glück einer späten tiefen wie entsagungsvollen Altersliebe in der Liebe Marianne von Willemers (1784-1860). Sie ist die zweite Dichterquelle hinter und im Divan. So liebe sich auch diessseits der Fragen zum Islam der Divan lesen als ein in orientalisches Gewand gekleideter Zyklus von traumhaft schönen Liebesgedichten. Der Divan ist ein Preislied auf die Liebe in allen ihren Formen. „Suleika“ ist die Maske Marianne von Willemers, Goethe verbirgt sich in „Hatem“.

Das letzte Gedicht aus dem „Buch Suleika“ ist vielleicht der Höhepunkt dieser west-östlichen Begegnung: „In tausend Formen magst du dich verstecken,/ Doch, Allerliebste, gleich erkenn ich dich;/ Du magst mit Zauberschleiern dich bedecken,/ Allgegenwärtge, gleich erkenn ich dich./ - An der Zypresse reinstem, jungen Streben,/ Allschöngewachsne, gleich erkenn ich dich;/ In des Kanales

reinem Wellenleben,/ Allschmeichelhafte, wohl erkenn ich dich./ - Wenn steigend sich der Wasserstrahl entfaltet,/ Allspielende, wie froh erkenn ich dich;/ Wenn Wolke sich gestaltend umgestaltet,/ Allmannigfaltge, dort erkenn ich dich./ - An des geblühten Schleiers Wiesentepich,/ Allbuntbesternte, schön erkenn ich dich;/ Und greift umher ein tausendarmger Eppich,/ O! Allumklammernde, da kenn ich dich./ - Wenn am Gebirg der Morgen sich entzündet,/ Gleich, Allerheiternde, begrüß ich dich,/ Dann über mir der Himmel rein sich ründet,/ Allherzerweiternde, dann atm ich dich./ - Was ich mit äußerem Sinn, mit innerm kenne,/ Du Allbelehrende, kenn ich durch dich;/ Und wenn ich Allahs Namenhundert nenne,/ Mit jedem klingt ein Name nach für dich.“

Hier finden Gottesglaube, Naturfrömmigkeit, Liebe, die Transparenz der Dinge zueinander. „Wie wir wissen, war Offenbarung des Göttlichen in der Natur wie im Menschen das zentrale Thema von Goethes dichterischem Werk. [...] Man kann [...] das Gedicht ‚In tausend Formen‘ nicht gröber missverstehen, als wenn man glaubt, darin sei eine Parodie zu erkennen. Vielmehr drückt sich darin voll und ganz Goethes Art von Frömmigkeit aus, eine Frömmigkeit allerdings, die unseren gewohnten Vorstellungen von Notwendigkeit einer strikten Trennung von Gott, Mensch und Welt und einer peinlich gewährten Unterscheidung von Profanem und Heiligem eklatant widerspricht. Nicht aus parodistischer Spottlust, sondern aus Ehrfurcht vor dem höchsten Wesen, das sich dem analytischen Verstand entzieht, hat Goethe dessen Wirken wie in einem Spiegel in der Geliebten aufscheinen lassen.[...] Wenn der Dichter die Geliebte in den aller schönsten Formen der Natur erkennt, so ist sie ihm Offenbarung des Göttlichen, so wie er auch die Sonne oder die wechselnden Wolkenbilder und andere ‚Zauberschleier‘ der Natur als göttlich empfindet.[...] Das Ideelle, das ‚Göttliche‘ unter weiblicher Form zu erleben, ist auch der Sinn des Gedichts, mit dem das Buch der Betrachtungen schließt: (Suleika spricht:) ‚Der Spiegel sagt mir ich bin schön!/ Ihr sagt: zu altern sei auch mein Geschick./ Vor Gott muss alles ewig stehn,/ In mir liebt Ihn, für diesen Augenblick.‘ Suleika lehrt den Dichter, in ihr stellvertretend Gott zu lieben! [...]. Auf ihrer vergänglichen Schönheit liegt ein Abglanz der ewigen, göttlichen Schönheit. Darum dürfen Lob der Geliebten und Gotteslob miteinander verschmelzen“ (Katharina Mommsen, S. 194 ff).

Im „Nachlass“ zum Divan fanden sich die Zeilen: „Sollt' ich nicht ein Gleichnis brauchen/ Wie es mir beliebt?/ Da uns Gott des Lebens Gleichnis/ In der Mücke gibt./ Sollt ich nicht ein Gleichnis brauchen/ Wie es mir beliebt?/ Da mir Gott in Liebchens Augen/ Sich im Gleichnis gibt.“ Und: „Wer sich selbst und andre kennt/ Wird auch hier erkennen:/ Orient und Okzident/ Sind nicht mehr zu trennen.“

Bücher

Helmut Fischer: Haben Christen drei Götter? Entstehung und Verständnis der Lehre von der Trinität. Theologischer Verlag Zürich, Zürich 2008 (ISBN 978-3-290-17497-2), 120 Seiten, Paperback. 11,80 Euro.

Professor Helmut Fischer führt allgemeinverständlich, spannend und informativ in die frühchristliche Entwicklungen der Gotteslehre und des Christusverständnisses ein, angefangen beim Gottesverständnis Jesu und in ständigem Seitenblick auf das Gottesverständnis in der griechischen Philosophie und im Hellenismus.

Der Monotheismus mit der strikten Unterscheidung von Schöpfer und Geschöpf hebt Judentum und Christentum von der hellenistischen Umwelt ab, in deren Kategorien aber die christliche Botschaft schließlich ausgesagt werden musste. So kam es zur Lehre von der Dreieinigkeit (Trinität) Gottes, die nach Fischer im 4. und 5. Jahrhundert denen die christliche Botschaft nahebrachte, die sich in den widersprüchlichen hellenistischen Vorstellungen bewegten: einmal in der absoluten Jenseitigkeit Gottes, die der Mittlerwesen zur Welt hin bedarf, und andererseits in der Diesseitigkeit des Göttlichen, das die Welt aus sich heraus hervorgehen lässt.

Fischer grenzt die Trinität deutlich ab von „triadischen“ Vorstellungen, die sich schon im Neuen Testament (etwa 2. Korinther 13,13) und in der Theologie vor 381 finden. Er ist nicht der Meinung, die Trinitätslehre sei für das Christentum unverzichtbar. „Das Verdienst der

Trinitätslehre liegt wohl mehr darin, die Reflexion für Fragen offen zu halten, als letzte Antworten zu geben“ (S. 110). Von Gott können wir „grundsätzlich nur metaphorisch [gleichnishaft] reden“ (S. 112). Eben dies gilt auch für die Trinitätslehre.

Andreas Rössler

Helmut Fischer: Musste Jesus für uns sterben? Deutungen des Todes Jesu. Theologischer Verlag Zürich, Zürich 2008 (ISBN 978-3-290-17469-9), 79 Seiten, Paperback. 9,80 Euro.

Auch zu dem schwierigen Thema des Todes Jesu, seiner Bedeutung und insbesondere der umstrittenen Deutung seines Kreuzestodes als „Sühnopfer für unsere Sünden“ gibt Professor Helmut Fischer zuverlässige historische, biblische und theologiegeschichtliche Informationen und theologisches Basiswissen, in verständlicher Sprache, übersichtlich, pädagogisch geschickt aufbereitet.

Mit der Ostererfahrung, dass der hingerichtete Jesus lebt, waren die Jünger Jesu von einer „neuen Lebenswirklichkeit“ ergriffen. Auch für uns liegt der Zugang zum Geheimnis Jesu in der Erfahrung, die sich in unseren immer zeitbedingten Vorstellungen und Denkmodellen ausdrückt. Das kultische Opfer, das im Altertum gang und gäbe war, ist uns heute nicht mehr nachvollziehbar, und so auch nicht mehr die den Christen in der Alten Kirche durchaus noch zugängliche Deutung des Kreuzestodes Jesu als „Sühnopfer“.

Freilich gibt es, wie Fischer zeigt, im Neuen Testament selbst auch andere Deutungen, etwa bei Johannes: „Jesu Sterben

als Offenbarung der göttlichen Liebe“ (S. 56), oder bei Paulus: der Gesichtspunkt des „Mitsterbens mit Jesus“, das heißt „der uns beherrschenden Ursünde“ (S. 44) abzusterben und „zu einem neuen Leben erlöst“ zu werden.

Grundsätzlich gilt: „Der christliche Glaube ist auf kein bestimmtes Denkmolell festgelegt“ (S. 45). Bibeltheologisch stellt Fischer fest: „Nach den neutestamentlichen Zeugnissen ist jedenfalls nicht zu erkennen, dass Gott sein vergebendes Handeln an irgendeine Form der Lebenshingabe Jesu gebunden hätte“ (S. 66). Der letzte Satz des ausgezeichneten Büchleins bringt den Maßstab für alle möglichen Deutungen auf den Punkt: „Legitim und angemessen ist jede Deutung des Todes Jesu, die im Einklang mit jener unbedingten Liebe Gottes steht, die uns in Jesus als menschliche Lebenswirklichkeit begegnet, und die uns – sofern wir uns ihr öffnen – den Horizont für ein neues Menschsein und Leben aufschließt“ (S. 78).

Andreas Rössler

Georg Ballod: Die „wahre Kirche“? Ein Plädoyer für offenes Christentum (Beiträge zu Zeitfragen, Heft 7), Berg-Verlag-Ballod, Marnheim 2008 (ISBN 978-3-9811112-1-7), 64 Seiten. 7 Euro.

Der Theologe und Pädagoge Dr. Dr. Georg Ballod setzt bei der Frage nach der „wahren Kirche“ ungemein aktuell an, indem er alle möglichen Fragen der Zeit anspricht, die deutlich genug die religiöse Dimension berühren. In fünf Kapiteln (Was ist los mit der Kirche? – Kirchen

sind traditionsgeleitete Organisationen – „Verkündigung“ muss wahrhaftig sein! – Ohne unser Wort bleibt „Gottes Wort“ stumm – Einzelne Christen bilden die „wahre Kirche“) unterstreicht er, dass „wahre Kirche“ nicht institutionell festgelegt ist, sondern dort geschieht, wo Einzelne von der Gnade Gottes ergriffen sind und dann intellektuell wahrhaftig und ethisch glaubwürdig die „Freudenbotschaft von Christus“ leben. Gott können wir nicht fassen und auch nicht gedanklich festhalten. Aber er wirkt und er macht uns seiner Güte gewiss, „wann, wo und wie er will“. Die Relevanz und Situationsbezogenheit des christlichen Glaubens wird deutlich.

Andreas Rössler

Rudolf Krause: Die Juden – unsere Brüder und Schwestern. Projekte-Verlag Cornelius GmbH, Halle 2008 (ISBN 978-3-86634-521-8), 154 Seiten, Paperback. 12,50 Euro.

Rudolf Krause war Gemeindepfarrer in der DDR und lebt im Ruhestand in Halberstadt, einer Stadt mit großer jüdischer Vergangenheit. In fünf aufwühlenden Beiträgen unterschiedlicher Form (Vortrag, Thesenreihe, Aufsätze, Weihnachtsbetrachtung) beschäftigt er sich kundig, engagiert und theologisch sorgfältig abwägend mit dem Verhältnis von Judentum und Christentum. Er schildert mit erschreckenden Details das unheilvolle, ja teilweise mörderische Verhalten von Christen und Kirchen gegenüber Juden durch zwei Jahrtausende hindurch. Er fragt, wie nach dem Holocaust überhaupt glaubwürdig von Gott geredet werden kann. Dabei sammelt

und sichtet er die einschlägigen Entwürfe einer „Theologie nach Auschwitz“, darunter die eindrückliche Position von Hans Jonas, wonach Gott um der menschlichen Freiheit willen vorübergehend auf seine Allmacht verzichtet.

Krause fordert von der christlichen Theologie, sich über ihre jüdischen Wurzeln im Klaren zu sein, von einer christlichen Vereinnahmung des Alten Testaments (der „Hebräischen Bibel“) abzulassen und die christlichen Glaubensinhalte im Gegenüber zum Judentum durchzubuchstabieren. Das bedeutet für das Verständnis Jesu etwa seine Verortung in der jüdischen Überlieferung, die Unterordnung Jesu unter Gott (Subordinatianismus) und insgesamt eine Betonung des Monotheismus.

In einem Beitrag über den gegenwärtigen interreligiösen Dialog, mit Sympathien für eine pluralistische Religionstheologie, vertritt Krause eine universale Offenbarung, die er auch im liberalen Judentum favorisiert sieht. In seinem Verständnis des Judentums bevorzugt er deutlich den Reformflügel (etwa Martin Buber, Pinchas Lapide, Schalom Ben-Chorin) zuungunsten der Orthodoxie.

Gerade von Krauses theologisch universalistischem Ansatz aus ist zu fragen: Ist nicht das Verständnis des Volkes Israel als des „auserwählten Volkes“ Gottes dahingehend auszuweiten (im Sinn von Amos 9,7), dass auch andere Glaubensgemeinschaften zur Weitergabe der Güte Gottes und seines Willens „auserwählt“ sind? Und stellen sich die beim Holocaust aufbrechenden Fragen nach der Theodizee (der „Rechtfertigung“ Gottes angesichts der Übel und des Bösen) und nach dem

abgründig Bösen unter den Menschen nicht ebenso etwa bei dem Massenmord, den die Nazis an den Sinti und Roma begangen haben, und den Massenmorden unter Stalin und all den Genoziden auch der neuesten Zeit?

Andreas Rössler

P. Kristudas: Brahma träumt ein Universum. Indische Weisheit in Legenden, Erzählungen und Meditationen, herausgegeben von Siegfried Pick, 3. erweiterte Auflage mit einer Abbildung. Edition Isele, Eggingen 2007 (ISBN 978-3-86142-432-1). 151 Seiten, gebunden. 12,80 Euro.

Bei dem Buch handelt es sich um knappe inhaltsreiche Legenden oder Fabeln des Priesters Pater Kristudas Kurisummoottil aus Kerala in Indien. Schon vor einem Vierteljahrhundert erschienen, war die erste Auflage rasch vergriffen. Siegfried Pick hat die um weitere Legenden erweiterte Sammlung sprachlich bearbeitet und sorgfältig neu ediert. Die Mischung aus ernster und heiterer Natur sowie die grenzüberschreitende und konfessionsüberschreitende Lebensweisheit machen die Legenden so lesenswert.

Der Kapuzinerpater Kristudas verbindet sein Christentum nahtlos mit fernöstlicher Weisheit und lässt hier und da feinsinnige Kritik an der kirchlichen Institution durchblicken. Mir scheint, dass der Autor gnostischen Gedanken nahe steht und überzeugt davon ist, dass Aufklärung und Ratio zur Religiosität hinzukommen müssen, um etwas zu bewirken, ganz im Sinn Albert Schweitzers, für den eine Glaubenswahrheit immer auch zugleich

denknotwendig sein muss. Ebenso wie bei Schweitzer tritt an die Stelle des traditionellen theologischen Gottesbildes das letzte Geheimnis, das sich sprachlichem Zugriff entzieht. An der Wiege jeder Kunst und Wissenschaft, schrieb der Agnostiker Albert Einstein einmal, steht das Geheimnisvolle.

Das Werk gliedert sich in acht Zyklen mit je acht bis elf Legenden in bilderreicher Sprache. Der erste („Alles Wirkliche ist Begegnung“) dreht sich um Freundlichkeit und Hilfsbereitschaft. Angst und Zuversicht sind die Pole des folgenden Zyklus („Im Streben liegt dein Bestes“). Der dritte über Leid und Freude trägt den Titel „Die Kunst, sich glücklich zu fühlen“, der vierte ist überschrieben „Du kannst nicht alles haben“. Nun ist ja der Glaubenszweifel eigentlich für den Katholiken eine Sünde, nicht aber für den weisen Kristudas. Er ermuntert im fünften Kapitel über „Zweifel und Glaube“ sogar dazu: „Hab Mut, die Dinge in Frage zu stellen“. Recht indisch muten auch die Legenden des nächsten Abschnitts über „Treue und Liebe“ an: „Mehr ein Geben als ein Empfangen“. Der Reigen endet mit den Zyklen „Ein bisschen Optimismus kann hilfreich sein. Erwartung und Sehnsucht“ und „Mach dich auf den Weg, dass du zu dir kommst. Endliches und Ewiges“. Am Schluss sind „Gedankensplitter“ angefügt, doch diese Aphorismen erweisen sich als integrativer Bestandteil des Werkes.

Hilfreich ist das angefügte Glossar mit Termini aus dem Hinduismus, lesenswert und als Einführung geeignet das Nachwort des Herausgebers. Wir erfahren hier über Kristudas, dass er „sich dem harmonischen Zusammenleben aller religiösen

Gruppen und Minderheiten mit ihren tief im Alltag verankerten religiösen Ritualen verpflichtet“ fühlt und infolgedessen „vom Missionieren im ursprünglichen Sinne verständlicherweise nicht viel hält“. Die Begegnung und das tägliche Handeln sind die Richtschnur seines Glaubens.

Gewiss sieht sich der Verfasser in der Nachfolge „der wunderbaren Lehre Jesu“ (so Professor Winfried Blasig im Vorwort). Doch Kristudas wählt, um seine indische Naturfrömmigkeit zu betonen, eine Anlehnung an die hinduistische Religion.

In „Der Rhythmus der Jahreszeiten“ (S. 35 f) heißt es: „Die Natur ist schön und kann sich dann am besten entfalten, wenn die Jahreszeiten regelmäßig und rechtzeitig erscheinen. Alles Geschehen verläuft im Rhythmus. Auch das seelische Leben des Menschen folgt diesem Gesetz. Im seelischen Wellenspiel offenbaren sich diese verschiedenen Jahreszeiten“ (S. 36).

Das Gefühl der All-Sympathie, das hinduistische „tat twam asi“ (= ich bin du), weht durch all diese schlichten und doch tiefsinnigen Geschichten, also die Identifikation mit Brahma in allem, was lebt. Hier liegt die Quelle für Mitleid und Nächstenliebe, die keinen Wesensunterschied macht zwischen Mensch und Tier (vgl. insbesondere S. 60). Im Angesicht der erhabenen Schönheit und Größe des Himalaja, von Wolken umhüllt und unsichtbar, widerfährt ihm ein Ruf, Gott in seiner Verborgenheit anzunehmen (S. 131). Das alles macht die äußerlich schlichten, aber tief bedeutsamen Fabeln und Legenden und Geschichten so lesenswert.

*Landesprediger i.R. Dr. Eckhart Pilick,
Amthausstr. 3, 76227 Karlsruhe*

Elke Vogel u.a. (Herausgeberin): lebendig werden. Die Stimme Hans-Jochen Vogels. Scheunen-Verlag, Kückenshagen 2008 (ISBN 978-3-938398-58-6), 280 Seiten. 14, 90 Euro.

Der Chemnitzer Studentenfarrer Hans-Jochen Vogel starb plötzlich, 62-jährig, zu Weihnachten 2005. Viele kennen ihn als Redner auf Friedensdemonstrationen, als sozialismusverdächtigen politischen Pfarrer, als einen, der anders war. Mit Vogels Tod ist eine mahnende Stimme verstummt.

Seiner Frau Elke Vogel ist es zu verdanken, dass seine Stimme nun wieder ertönt – in Form eines Buches mit seinen Texten. Darin: unorthodoxe theologische Ausführungen, nachdenkliche Gedichte, klarsichtige Analysen der politischen Situation. Eine tiefe Menschlichkeit spricht aus jeder Zeile des Buches. Es sind notwendige Gedanken, die mit dem Buch dem Vergessen entrissen wurden. Keine nostalgischen Memoiren eines plaudernden Zeitzeugen, sondern kritische und konstruktive Beobachtungen unserer Zeit.

Als 1999 die neuen Kriege von der Politik moralisch begründet wurden, schreibt Vogel: „Wenn man nicht an Rohstoffe, Märkte und Einflusszonen denkt, wird man die kriegerischen Vorgänge der letzten Zeit nicht verstehen können.“ Als er dann alle Soldaten zur Befehlsverweigerung und Desertion aufrief, kam er vor Gericht. Das ist ebenso dokumentiert wie seine Widerstände gegen den Militärseelsorgevertrag der Kirche mit dem Staat. „Sollten wir es nicht deutlich und mit mehr Nachdruck sagen: Ein Christ/eine Christin hat in dieser Armee überhaupt nichts mehr zu suchen“, schreibt er 2003.

Über die Entwicklung des Denkens Vogels erfährt der Leser viel in dem Text „Zu Heiner“. Darin beschreibt Vogel das Verhältnis zu seinem namhaften Cousin Heiner Müller: „Heiner hat mich sicher in einer Neigung zur Dissidenz bestärkt, die mir geholfen hat, mich einigermaßen in Frieden mit mir selbst zu befinden.“ Die Texte des letzten Kapitel unter dem Motto „Politik und Gesellschaft“ offenbaren scharfsichtige Gedanken zur gegenwärtigen Krise des Kapitalismus. Vogel hat keine fertigen, einfachen oder alten Antworten. Aber so etwas wie grobe Richtungsangaben. Er spricht von „ökonomischer Abrüstung“ und einer „Rückgewinnung von Gemeinschaften wirklicher Menschen“. Er wagt die Utopie und steht doch mit wachem Blick und beiden Beinen in der vielschichtigen Wirklichkeit. Seine tastenden Gedanken einer „anderen Kultur“ harren noch der Umsetzung.

Stefan Seidel

Karlheinz Deschner: Kriminalgeschichte des Christentums, Band 9: Mitte 16.- Anfang 18. Jahrhundert, Rowohlt Verlag, Reinbek 2008, 459 Seiten. 29,90 Euro.

Karlheinz Deschner zählt weltweit zu den bedeutendsten wie umstrittensten zeitgenössischen Kritikern des Christentums. Seit fast einem halben Jahrhundert arbeitet er an einem Sittengemälde des Christentums und hat dazu in über 30 Büchern dessen dunkle Geschichte ausgeleuchtet. Seine Schriften sind mittlerweile in mehr als einer Million Exemplaren verbreitet und in zwölf Sprachen übersetzt. Seit 1986 erscheint sein monumentales Haupt-

werk über die vergangenen zwei Jahrtausende: „Kriminalgeschichte des Christentums“, auf zehn Bände konzipiert. Mit dem nunmehr erschienenen Band 9 betritt Deschner die Frühe Neuzeit. Angesichts der durch die weltweite Ausbreitung des Christentums vorliegenden Quellen ist er im Vergleich zu seinen Vorgängern etwas zu kurz ausgefallen.

Auch im neuen Band bietet der Kriminalhistoriker ein erschreckendes Panaroma von Lug und Trug, Blut und Mord im Zeichen des Kreuzes; statt der verheißenen Heilsgeschichte die eines „monströsen Unheils“.

Sichtbar wird dieses auch in der reformatorischen Kirche, besonders im calvinistisch-theokratischen Genf, wo zur „Ehre Gottes“ zahlreiche „Ketzler“ auf dem Scheiterhaufen landeten. Eine breite Blutspur findet der Autor auch im konfessionellen Zeitalter (ca. 1540-1648) mit seinem von religiösem Hass befeuerten „grässlichen Gemetzel“ des Dreißigjährigen Krieges. Hauptakteure jener Epoche waren die vom „Kadavergehorsam“ und „Kriegsdienst für Gott“ beseelten Jesuiten, die weltweit agierten.

Über Europa hinaus schließt Deschners verheerende Bilanz auch die Eroberung Amerikas („amerikanischer Holocaust“) ein. Dort wurden Abermillionen der Ureinwohner vernichtet: im Norden von den protestantischen Briten, im Süden von den katholischen Spaniern, wobei „das Blut der Häuptlinge wie Wasser floss“ (so eine aztekische Chronik). Papst Johannes Paul II. wusste dieses „Völkermorden“ als von Gott bewirkte „Zeit des Heils“ zu legitimieren (so 1979 während seines Haiti-Besuchs).

Auch im neuen Band, der mit dem absolutistischen, „allerchristlichsten Sonnenkönig“ Ludwig XIV. (1638-1715) endet, geht es dem humanistischen Autor nicht um eine ausgeklügelte Darstellung; vielmehr schreibt er, mitunter sarkastisch, als ein moderner Voltaire, der das Geschehen durch die Augen der Opfer zu sehen sucht. So hat er mit seiner in farbiger Sprache dicht erzählten „Kriminalgeschichte“ eine quellenreiche Alternative zur herkömmlichen Kirchenhistoriographie geschaffen, die noch immer unter ermüdend apologetischen Vorzeichen steht.

Dr. Werner Raupp,

Unter den Linden 7, 72531 Hohenstein

Hansjörg Schmid / Andreas Renz / Jutta Sperber / Duran Terzi (Herausgeber): Identität durch Differenz? Wechselseitige Abgrenzungen in Christentum und Islam, F. Pustet Verlag, Regensburg 2007 (ISBN 978-3-7917-2065-4), 262 Seiten, kartoniert. 19,90 Euro.

Der vorliegende Band geht zurück auf eine Tagung der Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart im März 2006.

Die fünf Teile des Buches thematisieren 1. „Hermeneutik und Theologie der Abgrenzung“, 2. „Koranische und biblische Abgrenzungen und ihre Wirkungsgeschichte“, 3. „Die Kreuzzüge und ihre Rezeption als Beispiel für historische Abgrenzungen“, 4. „Fundamentalistische Abgrenzungsdiskurse in Christentum und Islam“ sowie 5. „Neue Perspektiven für die Verhältnisbestimmung von Islam und Christentum“.

„Die Dynamik des Austauschs, des gegenseitigen Befragens und des Weiter-

denkens von Anregungen aus der jeweils anderen Religion prägt die Tagungen des Theologischen Forums Christentum – Islam und soll daher auch für die LeserInnen der Publikation nachvollziehbar und erfahrbar sein: So folgt auf die im ersten Teil dokumentierten Hauptvorträge jeweils eine Erwiderung. Die Diskussionen in den thematischen Foren der Tagung sind in drei Beobachterberichten jeweils am Ende des zweiten, dritten und vierten Teils dieses Bandes dokumentiert“ (S. 18).

Darin liegt in der Tat eine der Stärken des Buches, dass Christen und Muslime in direktem und intensivem Dialog verschiedene Probleme der Identitätsbildung und (bzw. durch) Abgrenzung erörtern. Ansonsten sind die Beiträge für die Problematik von Identität und Abgrenzung von recht unterschiedlicher Relevanz. So gibt es erwartungsgemäß gelehrte historische Abhandlungen über Abgrenzungsstrategien in alten (byzantinischen, mittelalterlichen) und neueren Zeiten, die jedoch für die Lösung der gegenwärtigen Probleme zwischen Christentum und Islam wenig austragen. Am instruktivsten scheinen mir demgegenüber Überlegungen zu sein, die die eigene religiöse Identität thematisieren und damit den engen Zusammenhang zwischen Identitätsbildung und Abgrenzung verdeutlichen. Das nun ist am ehesten bei muslimischen Autoren der Fall.

In diesem Sinn wendet sich Muhammad Kalisch der Frage zu, was den Islam definiert und ihn damit von anderen Religionen unterscheidet. Seine Antwort: „Alle Muslime können sich auf die fünf in Sure 2,285 genannten Punkte einigen. Islam bedeutet der Glaube an Gott,

die Engel, die offenbarten Bücher, die Gesandten und an das Gericht nach dem Tode.“ Fraglich bleibt jedoch, was unter diesen Punkten genau zu verstehen ist. In dieser Allgemeinheit stellen sie nämlich noch kein klares Unterscheidungsmerkmal zu anderen Religionsgemeinschaften dar. Dies ist – jedenfalls „nach den Ansichten der großen traditionellen theologischen Schulen“ – vielmehr allererst durch „die Anerkennung von Muhammad als Prophet und des Koran als letzter unverfälschter Offenbarung Gottes“ gewährleistet. „Diese beiden Punkte sind es, die das wichtigste Unterscheidungsmerkmal zwischen Muslimen und Nichtmuslimen bilden“ (S. 54). Freilich darf die einschränkende Parenthese nicht übersehen werden, wonach dieses Unterscheidungsmerkmal lediglich für die maßgeblichen traditionellen Auffassungen gilt. Leider verfolgt Kalisch die bemerkenswerten Gedanken eines neueren indischen islamischen Gelehrten nicht weiter, den er unter anderem mit folgendem Satz zitiert: „He who does not believe in any prophet, avatar, revealed Scripture, or the ritualistic formalities but believes only in one God is a Muslim in the true sense of the word“ (S. 55).

Assaad Elias Kattans aufschlussreiche „Überlegungen zu einer weniger abgrenzenden Identitätsbestimmung“ unter dem Titel „Trennende Differenz versus versöhnende Synthese?“ laufen auf die Frage hinaus: „Kann man ein religiöses Identitätsbestimmungsmodell entwerfen, in dem die Unterschiede nicht als trennende Differenzen fungieren müssen?“ (S. 251). Kattan bejaht diese Frage, indem er die Besonderheiten der Religionen weniger in gar noch verabsolutierten Einzelun-

terschieden sieht als vielmehr in der kreativen Synthese, „die aus dem Zusammenkommen von zahlreichen Elementen resultiert, die eine Religion mit anderen Religionen durchaus gemeinsam haben kann oder auch nicht“ (S. 252). So plädiert er schließlich im Blick auf die Weltreligionen für „neue Wege der Identitätsbestimmung“. Dabei soll, „statt Unterschiede in unüberwindbare Differenzen zu verwandeln, aus dem Potential der Religionen geschöpft (werden), das darin besteht, aus zahlreichen Elementen, jungen und alten, versöhnende Synthesen hervorzubringen“ (S. 253). Auf diese Weise kann jedenfalls, so meint er, aus dem Gegeneinander ein Miteinander der Religionen hervorgehen, ohne dass die Differenzen und die jeweils eigene Identität gezeugnet werden müssen.

Für christliche Leser, die am christlich-islamischen wie am interreligiösen Dialog überhaupt interessiert sind, dürften vor allem die meisten Beiträge der muslimischen Autoren wegen ihrer zum Teil durchaus unorthodoxen Gedankengänge aufschlussreich und nachdenkenswert sein. Demgegenüber bleiben die Beiträge der christlichen Autoren überwiegend eher blass. Die Problematik von Identitätsbildung und (bzw. durch) Abgrenzung bedürfte freilich insgesamt einer tiefer greifenden Erörterung. Denn hier stellen sich Fragen wie die folgenden: Bedarf es zur eigenen religiösen Identitätsbestimmung einer Abgrenzung gegenüber (allen) anderen Religionen – natürlich ohne deren Abwertung oder gar Ausgrenzung von Wahrheit und Heil? Oder gibt es so etwas wie die in jüngster Vergangenheit diskutierte „multiple religiöse Identität“, sodass man

etwa Muslim und Christ zugleich sein kann, ohne eine eigene Identität einzubüßen? Der oben zitierte Satz des indischen Gelehrten deutet genau in diese Richtung, wird aber leider nicht weiter diskutiert.

*Pfarrer Dr. Wolfgang Pfüller,
Am Ramsberg 11, 99817 Eisenach*

Richard Dawkins: Der Gotteswahn. Ullstein Taschenbuchverlag, Berlin 2008 (ISBN 978-3-548372327). 580 Seiten, kartoniert. 9,95 Euro.

„Es gibt wahrscheinlich keinen Gott“: Mit diesem Slogan haben kämpferische Atheisten in London einige rote Busse beschriftet. Dazu folgte der Ratschlag „Jetzt hören Sie auf, sich Sorgen zu machen, und genießen Sie Ihr Leben“. Ein Sponsor mit 5500 Pfund ist Richard Dawkins, dessen Bestseller „Der Gotteswahn“ (Originaltitel „The God Delusion“, 2006; deutsch zuerst 2007) nun als Taschenbuch erschienen ist. Dawkins ist Biologe, der schon viele religionskritische Bücher geschrieben hat. In diesem Buch setzt er sich vor allem mit dem christlichen Fundamentalismus auseinander. Immer wieder allerdings zieht er auch islamische Texte als Belege heran. Es geht ihm darum, dass seiner Meinung nach die christliche Religion vor allem in den USA, aber auch in Europa ein politisches Gewicht bekommen hat, das ihr auf Grund der echten Zustimmung durch Gläubige nicht zusteht. Er bezeugt seinen Respekt für eine allgemeine Religiosität, möchte aber den Glauben an einen persönlichen Gott destruieren. Es reicht ihm nicht, dass Menschen sich als Agnostiker bezeichnen, sondern er möchte „die

Gotteshypothese“, wie er es nennt, zerstören. Er beginnt mit dem Polytheismus, setzt es aber dann im Monotheismus fort. „Gott“ versteht er als ein Subjekt, das Gegenstand der Wissenschaft sein müsste, wenn man sinnvoll davon reden kann. Es ist ihm fremd, dass es eine Sprache von Gott gibt, die nicht theistisch und doch christlich ist.

In diesem Sinn zerpfückt er die sogenannten Gottesbeweise, die auch in populärer Form immer wieder auftauchen. Die Wurzeln der Religion sieht er in einer darwinistischen Zwangsläufigkeit, die Religion sei Nebenprodukt eines darwinistischen Überlebensvorteils. Deshalb bildet sie sich immer wieder neu. Dazu bringt er Beispiele aus der Verhaltensforschung.

Ausgangspunkt allerdings ist eine Predigt, die er als Schuljunge gehört hat: „Ich habe nie eine beängstigende Predigt vergessen, die in der Kapelle meiner Schule gehalten wurde, als ich ein kleiner Junge war. Beängstigend war sie aus heutiger Sicht - damals nahm mein Kindergehirn sie so hin, wie der Prediger es beabsichtigte. Er erzählte uns eine Geschichte über einen Trupp Soldaten, die neben einer Eisenbahnlinie eine Übung abhielten. Der Vorgesetzte war in einem entscheidenden Augenblick abgelenkt und versäumte es, den Befehl zum Stehenbleiben zu geben. Die Soldaten waren so darauf gedrillt, Befehle ohne Nachfrage zu befolgen, dass sie immer weiter dem näher kommenden Zug entgegenmarschierten. Heute glaube ich die Geschichte natürlich nicht mehr und ich hoffe, der Prediger glaubte sie auch nicht. Aber als ich neun war, hielt ich sie für wahr, weil ich sie von einer erwachsenen Autoritätsperson gehört hatte. Und

ob der Geistliche sie glaubte oder nicht, in jedem Fall wollte er, dass wir Kinder uns die Soldaten zum Vorbild nahmen, die noch den absurdesten Befehl sklavisch und unhinterfragt befolgten, wenn er von einem Vorgesetzten kam. Soweit ich mich erinnere, bewunderten wir sie tatsächlich“ (S. 243).

Leider finden sich solche Beispiele in seiner Biographie zahlreich. Heute würde man sie ja mit einer anderen Pointe erzählen: um blinden Gehorsamsglauben zu kritisieren. Solche Wandlungen der christlichen Theologie nimmt er aber kaum zur Kenntnis. ^

Dazu kommt, dass er aufgeklärte Theologie wohl nicht für diskussionswürdig hält, wie eine Nebenbemerkung über Jürgen Moltmann beweist. Er ist neben Dietrich Bonhoeffer und Martin Luther der einzige deutsche Theologe, der genannt wird. Schließlich verteidigt er die autonome Moral, die eine religiöse Begründung nicht für nötig hat. In diesem Zusammenhang führt er ausgewählte Kapitel der Bibelkritik vor, ohne auf hermeneutische Fragen weiter einzugehen.

Seine Schlussfolgerung ist, dass Religionen als solche den Menschen von seinem Glück abhalten und auch als gemäßigte Weltanschauung den Fanatismus fördern. Religiöse Kindererziehung hält er für Kindesmisshandlung und akzeptiert Religionsunterricht allenfalls als Teil der literarischen Kultur.

Ich kann nicht finden, wie einige Kritiker seiner Werke, dass er seinerseits ein hasserfüllter Fundamentalist der Wissenschaft ist. Denn er ist bereit, seine wissenschaftlichen Einsichten zu überdenken, sofern er bessere Belege bekommt. Dies

sieht er als entscheidenden Vorteil gegenüber einem religiösen Glauben, der von einer Dogmatik ausgeht, die seiner Ansicht nach dann nicht veränderbar ist. Die Kirchengeschichte und Theologiegeschichte zeigen aber, dass das Christentum sich sehr wohl wandelt und die Alternative zu einer schlechten Theologie keineswegs bedeuten muss, die Theologie abzuschaffen, sondern an einer guten Theologie zu arbeiten. Die Wochenzeitung „Die Zeit“ 45/2008 machte sich lustig über den zaghaften Slogan an den Bussen: „Zweifeln die Religionsgegner etwa an ihrem eigenen Unglauben?“ Das wäre nicht das Schlechteste.

*Pfarrer Wolfgang Wagner,
Akademieweg 11, 73086 Bad Boll*

Leser-Echo

Zu: „Der kleine und der große Geist“ (Freies Christentum 5/2008, S. 116-122)

Jesus wurde in einem Stall geboren, bei Ochse und Esel. Er predigte die Liebe zu allen Geschöpfen, auch den geringsten. Die Tiere haben wohl auch den Geist Gottes! Sie fühlen Freude und Leid und sie kennen die Liebe bis hin zum selbstlosen Einsatz für andere. Sie sind unter anderen die geistlich Armen, die Jesus in der Bergpredigt selig spricht.

Wir müssen mit allen Kräften darum ringen, dass der gute Geist der „Ehrfurcht vor dem Leben“ (Albert Schweitzer) in uns und in der Welt zur Macht kommt.

*Karin Müller,
Aschhausenstr. 9, 97922 Lauda-Königshofen*

Jahrestagung 2008

Die Mitgliederversammlung des Bundes für Freies Christentum am 27. September fand im Rahmen der Jahrestagung 2008 in der Evangelischen Akademie Hofgeismar statt (dazu Freies Christentum 6/2008, S. 155-161). Aus der Mitgliederversammlung (zu der in Freies Christentum 4/2008, S. 111 f. eingeladen worden war) werden einige Schwerpunkte vorgestellt:

(1) *Mitgliedschaft.* Die Mitgliederentwicklung zeigt einen leichten Aufwärtstrend: 138 Einzelmitglieder (2007: 134) und (weitere) 130 Abonnenten der Zeitschrift (2007: 131), die also von insgesamt 265 Einzelpersonen abonniert ist. (Dazu kommen Sammelbestellungen bei der Tempelgesellschaft und der Bremer St. Remberti Gemeinde.)

(2) *Veröffentlichungen.* Das Forum-Heft Nr. 48 („Abenteuer Religion – Jugendliche vor der religiösen Frage“) enthält Beiträge von der Jahrestagung 2006 in Bremen (vgl. Freies Christentum 4/2008, S. 110). Dazu gab die Pfarrer-Gehrman-Stiftung in Frankfurt am Main einen großzügigen Druckkostenzuschuss. -

Die Jahrestagung 2007 in Bad Boll ist dokumentiert in dem im Neukirchener Verlag 2008 erschienenen Band: „Führt Wahrhaftigkeit zum Unglauben? David Friedrich Strauß als Theologe und Philosoph“ (vgl. die Besprechung in Freies Christentum 6/2008, S. 161-165). Zu diesem Buch gab die schweizerische Ulrich-Neuenschwander-Stiftung einen Druckkostenzuschuss von 1.100 Euro.

(3) *Öffentlichkeitsarbeit.* Die in dan-

kenswerter Weise von Pfarrerin Dorothea Zager betreute Internet-Seite des Bundes wird oft besucht. So entstehen neue Kontakte zwischen Interessierten und dem Bund.

(4) Die *Jahrestagung 2009* wird vom 25. bis 27. September 2009 in der Evangelischen Akademie zu Berlin (Haus Schwanenwerder) stattfinden. Gesamtthema: „Mensch und Mythos. Braucht der christliche Glaube mehr als das rational Erklärbare? Eine Tagung zum 125. Geburtstag Rudolf Bultmanns“. Folgende Vorträge sind vorgesehen: Professor Dr. Werner Zager: „Rudolf Bultmann als Mensch und Theologe“. – Sebastian Bialas: „Drache, Lamm und Posaunen. Symbol und Mythos in der christlichen Kunst“. – PD Dr. Gabriele Klappenecker: „Nicht nur Kinder lieben Geheimnisse. Das Unergründliche aus religionspädagogischer Sicht“. – Dr. Matthias Dreher: „Entmythologisierung praktisch. Rudolf Bultmanns Predigten“. – Dr. Andreas Rössler: „Vernunft, Mythos und Mysterium. Braucht der christliche Glaube mehr als das rational Erklärbare?“ – Den Gottesdienst wird Pfarrerin Dorothea Zager halten. – Eine Hommage zum 200. Geburtstag von Felix Mendelssohn Bartholdy wird Pfarrer Dr. Wolfgang Pfüller gestalten.

(5) Die *Jahrestagung 2010* ist vom 24. bis 26. September 2010 in der Evangelischen Akademie Arnoldshain vorgesehen. Thematisch soll es um das Verhältnis der Religion (bzw. der Theologie) zu den Naturwissenschaften gehen.

(7) Frau Dorothea Friemel spricht im Namen des Kirchenausschusses der Bremischen Evangelischen Kirche eine

Einladung zum Evangelischen *Kirchentag am 20.-24. Mai 2009* in Bremen aus.

Christian Leu / Andreas Rössler

Jahres-Register

Dieser Nummer liegt das von Wolfram Zoller zusammengestellte „Register“ des Jahrgangs 60/2008 der Zeitschrift *Freies Christentum* bei.

Termine

Regionaltreffen 2009 in Stuttgart

im Gemeindehaus der Tempelgesellschaft in Stuttgart-Degerloch, Felix-Dahn-Straße 39, jeweils am Samstag, 15 bis 18 Uhr.

4. April. Professor Dr. Werner Zager: „Die Diskussion zwischen Rudolf Bultmann und Karl Jaspers über die Entmythologisierung der Bibel“.

11. Juli.

14. November.

Jahrestagung 2009 des Bundes für Freies Christentum

25. bis 27. September 2009 in der Evangelischen Akademie Berlin

(Einzelheiten auf dieser Seite, im Bericht von der Mitgliederversammlung 2008, Punkt 4).

Keine Angst!

Teufel und Hölle fehlen im Glaubensbekenntnis zu Recht

Teufel und Hölle, Angst und Qual – wer glaubte, diese düsteren Instrumente der Religion hätten wir im finsternen Mittelalter gelassen, liegt falsch. Erst kürzlich wurde in der Leipziger Fußgängerzone ein kleines Bilderheftchen verteilt, das einem Höllenangst machen will.

Mit dramatischen Bildern und Sprechblasen wird darin die Geschichte eines Jungen erzählt, der vor nichts und niemanden Angst hat. Er entschließt sich, zur Freude der Teufel, zum Suizid. Er landet in der Hölle, die ein Feuersee ist. „Aah, mein Bein brennt! Diese Schmerzen ertrage ich nicht! Ich brenne!“, ruft der bis dahin angstfreie Junge. Kurz darauf verhindert ein Pfarrer heldenhaft den Selbstmord der Freundin des Jungen. Eine Bekehrung zu Jesus rettet schließlich das Mädchen vor den qualvollen Aussichten. Die Moral von der Geschichte: Ein bisschen Angst hat noch keinem geschadet. Auf der Rückseite des Heftchens wird zum Gottesdienst einer charismatisch geprägten Kirchgemeinde der Landeskirche eingeladen.

Gleich aus mehreren Gründen ist dieses Heft kritikwürdig. Es versucht in der Sprache eines vergangenen Weltbildes, Menschen unserer Zeit zu erreichen. Das befremdet. Es bemüht den Teufel und die Hölle, um eine Entscheidung für den Glauben an Christus zu erwirken. Das ist Erpressung. Es schreibt Menschen ab, die Nichtchristen sind. Das ist vorweggenommenes menschliches Gericht.

Eine Besinnung auf Jesus von Nazareth könnte helfen. Er trat an, um von Ängsten zu befreien. Seine Botschaft heißt: „Fürchtet euch nicht!“ Er trieb die Teufel aus und befreite von Ängsten und seelischen Störungen. Das Gericht über Gute und Böse, Wahrheit und Falschheit überließ er einem anderen.

Zu Recht fehlt der Teufel im Glaubensbekenntnis, zu Recht fehlt auch die Hölle. Ein angstbesetztes Gottesbild führt nur in unselige Zwänge und Entfremdungen. Es ist die Frage, ob im Namen einer evangelisch-lutherischen Landeskirche angstmachende Missionsheftchen wie jenes mit dem Titel „Null Angst?“ verteilt werden sollten.

Stefan Seidel

PVSt DPAG Entgelt bezahlt E 3027

Versandstelle „Freies Christentum“:
Geschäftsstelle des Bundes
für Freies Christentum
Felix-Dahn-Straße 39
70597 Stuttgart

Der Bund für Freies Christentum versteht sich als „Forum für offenen religiösen Dialog“. Er ist ein Zusammenschluss überwiegend protestantischer Christen, die sich für eine persönlich verantwortete, undogmatische, weltoffene Form des christlichen Glaubens einsetzen und dabei ein breites Spektrum von Auffassungen zu integrieren suchen.

Bezugspreis jährlich 18 Euro; Einzelhefte je 3,50 Euro.

Mitgliedsbeitrag für Mitglieder des Bundes für Freies Christentum jährlich 28 Euro. Darin ist der Bezug der Zeitschrift enthalten. Spenden sind steuerlich abzugsfähig.

Zahlungen an Bund für Freies Christentum:

Kreissparkasse Esslingen, Konto-Nr. 56 037 137, BLZ 611 500 20 (IBAN: DE59 6115 0020 0056 0371 37. - BIC: ESSLDE66XXX).

Kassenführung bei der Geschäftsstelle des Bundes, Anschrift siehe unter „Bestellungen“!

Bestellungen: Geschäftsstelle des Bundes für Freies Christentum, Felix-Dahn-Straße 39, 70597 Stuttgart; Tel. 0711 / 76 26 72 (vormittags); Fax 0711 / 7655619 (E-Mail-Anschrift vorne).

In Angelegenheiten des Bundes für Freies Christentum wende man sich an die Geschäftsführende Vorsitzende, Frau Karin Klingbeil, in Sachen der Zeitschrift (Bezug und Zahlung ausgenommen) an den Schriftleiter, Pfarrer Dr. Andreas Rössler (Anschriften vorne).